

Jhre neue Stelle.

Von Karl Neve.

„Waldemar Schüder, Bürgermeister.“ So stand es auf dem blanken Messingstift.

„Sie die Hauswirtsin, die Sie die Hauswirtsin zogen, blühte sie noch einmal musternd über ihre Garbe hin. Das graue Reifeseid kleidete sie vorzüglich. Sorgfältig glättete sie das anschließende Nadel, wuschte hastig über die Locken ihrer Stiefel hin und langte ihren Taschenspiegel aus dem Reifeseidtaschen. „Im großen ganzen gut“, lächelte sie, die paar widerspenstigen Locken unter den Hutrand zurückstreichend. So, nun konnte das Gesicht losgehen.

„Wozu eigentlich immer das lästige Vorstellen,“ dachte sie, „wenn man es schwarz auf weiß hat: Wie haben Ihre Begebenheiten um die vorläufige halbjährige Vertretung einer erkrankten Lehrkraft verlaufen?“, „Warum dann immer noch? Und ersuchen Sie, sich vor Eintritt Ihrer Tätigkeit Herrn Bürgermeister Soudos hier vorstellen zu wollen?“ Das war nun im Laufe ihrer zehn Amtsjahre oft genau vorgekommen; manches Mal hatte sie dieser Pflicht genügt. Zwar hätte sie längst in ihrer Heimatstadt angestellt sein können; aber sie wollte nicht, und ihrem lieben Mütterchen war es auch so recht. Sie konnten beide auf diese Weise das von früher gewohnte Reiselieben wie einen Abgang schönerer Tage fortsetzen und wurden dadurch hinweggetrieben über den großen Vermögensverlust, den der Vater nach kurz vor dem Tode erleben mußte. Und in einem ehrwürdigen Berufe Geld zu verdienen, gab es einen besseren Ausweg? Sie zog energisch die Klingel.

Eine Tür wurde drinnen geöffnet. Fragende Kinderstimmen brangen bis zu ihr. Das Hausmädchen öffnete und bat, „die gnädige Fräulein“, in den Salon einzutreten. Noch freundlicher Erwidern des Grußes schritt sie über den weichen Flurteppich in das bezeichnete Gemach.

Es war ein allerliebster, anheimelnder Raum, dessen Befugter trotz rüchlichvoller Beachtung des üblichen Geschmacks dennoch dem Ganzen ein eigenartiges Gepräge zu geben gewußt hatte. Ein bezauberndes Empfangszimmer hatte sie bei einem gerade nicht verstandenerlei besoldeten Gemeindevorstande noch nicht gefunden. Die feinsinnige Anordnung wertvoller Kunstgegenstände verriet den Kenner, und trotz des durchweg vornehmen, reichen Charakters des Ganzen empfand man nirgends die häßliche Aufdringlichkeit des Mammons. Das tat der feinsinnigen Helene Waldenburg unendlich wohl. Mit Behagen nahm sie dankend in dem Sessel Platz, den ihr das saubere Hausmädchen heranzog. Sie würde sofort den Herrn Bürgermeister im Arbeitszimmer benachrichtigen.

Die Lehrerin gestand sich endlich, daß sich ihre Erwartung niemals auf die Person des Bürgermeisters gerichtet hätte, und gestand sich weiter, daß es diesmal methewidrigerweise anders sei. Mit einiger Verwirrung entdeckte sie, daß sie auf den Herrn dieser Umgebung gespannt sei. Lange sollte sie ihren Gedanken und Gefühlen nicht nachzugehen brauchen, denn durch die Mitteltür trat er selbst, Waldemar Schüder, das Oberhaupt des freundlichen Städtchens. Ein stattlicher Mann, dem der hellblonde Wellbart gut stand. Man sah es dem Bürgermeister nicht an, daß er nun halb an die Vierzig war. Der schwermütige Zug, der wie ein Nachhall überstehender Sorgen in seinem Gesicht stand, fiel Helene Waldenburg sofort auf. „Kummer hatte offenbar einen kleinen Rest hinterlassen, der das sonst frische Gesicht noch interessanter machte.“

„Einen Sie mir freundlichst willkommen, verehrtes Fräulein, und behalten Sie ähntlich Platz.“ Er reichte ihr die Hand und setzte sich in den hohen, geschnittenen Lehnsstuhl ihr gegenüber.

„Zunächst danke ich Ihnen für die Freundlichkeit.“ fuhr er mit wohlwollender Stimme fort, „meinem Wunsch so bereitwillig nachgegeben zu sein. Ich will Ihr Gemüt nicht beschweren mit der Schilderung, wie sehr ich und mit mir die ganze Gemeinde die plötzlich entlassene Lücke an so verantwortungsvoller Stelle empfand und empfand. In erster Linie wurden ja die Kinder getroffen. Es war hier sicher nicht leicht für die Kleinen, mein Fräulein, den regen Geist, die führende Hand entbehren zu müssen.“ Er machte eine kurze Pause und blühte sinnend zu Boden.

Helene Waldenburg faunte über die lebenswichtige Gewissenhaftigkeit, mit der dieser Mann vor ihr die in der Verwaltungsdienst häufig vorkommende Lehrervakanz zu behandeln schien, wie väterlich er der fährerlosen Kinder gedachte, und wie warm er mit wenigen Worten die Tätigkeit des erkrankten Lehrers bemerkte. Ein Beamter mit Herz! Diese Wahrnehmung tat ihr wohl, und ihre anfängliche Erwartung verwandelte sich in Hochachtung.

„Doch ich will, wie gesagt, keine trüben Bilder malen; es wäre latlos und würde nicht hineinpassen in das, was man im landläufigen Sinne Bewusstseinsnennung nennt, mein Fräulein. Mich beherrscht, wenn Sie erlauben, neben dem Dank das Bewußtsein, von

Ihnen ein nicht leichtes Opfer zu versetzen. Gestatten Sie, bitte, Sie haben die Absicht, mancherlei aufzugeben, was dem Menschen lieb und teuer, ja, was ihm heilig ist. Ein guter Mensch hängt doch mit allen Fasern des Herzens an der Heimat, an dem Elternhause, an allem, was ihm so vertraut geworden im Laufe der Zeit, nicht wahr?“

Sie verstand ihn nicht. Maß er denn ihrer vorübergehenden Trennung von der Heimat so große Bedeutung bei? War er denn eine so tief veranlagte Natur, daß er schon das kurze Weiden vertrautgewordener Stätten und lieber Herzen fast für ein herbes Schicksal hielt? Sie sah ihn fragend an.

„Ich verstehe Ihren Blick, mein sehr verehrtes Fräulein; es ist das leise Bangen vor der Zukunft! Aber das verpasse ich Ihnen: Was in meinen Kräften steht, Ihnen das Leben hier so leicht und schön wie möglich gestalten zu helfen, das soll geschehen; ich bin gewohnt, mein Wort zu halten. Manche Annehmlichkeiten der Großstadt werden Sie zwar in unserem Städtchen entbehren müssen.“

„Allerdings,“ erwiderte sie zustimmend, „das wohl. Aber ich habe durch meine Tätigkeit gerade das kleinstädtische Leben mit seiner Romantik lieben und schätzen gelernt.“

„Das zu hören, ist mir eine besondere Freude. Um so leichter und sicher werden Sie hier finden, was Sie und was — auch ich erhoffe.“ Sie mußte ihm wieder die Antwort selbstig bleiben.

Was er erhoffte? Aber ihr blieb keine Zeit; denn er schälerte ihr nun, wie leicht es hier haben würde, sich alle Herzen zu erobern. Die Familien, die in Betracht kämen für einen etwa gewünschten Verheirateten, würden sie mit Freuden willkommen heißen. Er lobte den guten Bürgerinn in der Ort, pries die gefällige Lebenswürdigkeit der Damen und entwarf dann ein so lebhaftes Bild von der Harmonie des Verkehrs im Städtchen, daß Helene Waldenburg ordentlich wüßbegierig wurde und sich freute, möglichst bald persönlich die Reize dieses idyllischen Kleinstädtchens kennen zu lernen.

Er erzählte ferner, daß er lange Jahre den Rod des Königs getragen, und daß er mit Begeisterung und Hingebung, Offizier gewesen sei. Aber die berückelte Ede, meinte er scherzhaft, wurde auch ihm zur Ede des Ansehens, er mußte den Abschied nehmen. Doch die Liebe zur Arbeit ließ ihn nicht unzulässig sein. Er bewarb sich um die gerade freigewordene Bürgermeisterstelle in dieser Stadt. Noch nie hätte es ihm leid getan, auch seiner Gattin nicht. Es wäre ihr letzter Wunsch gewesen, daß er hierbleiben möge für immer, und dieses Versprechen sei ihm heilig. „Meine Hochachtung vor den Frauen“ — fuhr er plötzlich und, wie es Helene Waldenburg schien, ganz unermittelt fort — „verbietet mir, von Ihnen in dieser Stunde irgendwelche Versprechungen entgegenzunehmen. Ich habe in diesen wenigen Minuten den Eindruck gewonnen, daß Sie sich Ihrer Pflicht bewußt sind, und verlange keinen Ausdruck freudiger Zustimmung; ich bin kein Tyrann,“ sagte er lächelnd. „Erlauben Sie es aber auch mir, Ihnen — wie soll ich mich ausdrücken? — Ihnen mit dem Munde schon jetzt sagen zu sollen, was erst durch die Zeit, die uns noch verbleibt, zur echten Empfindung werden kann.“

Helene Waldenburg blühte ihn so sonderbar an, wie uns Augen ansehen, die uns so gern verstehen möchten und doch nicht verstehen, die aber der festen Gewißheit sind, daß auch das Unverständliche nur Gutes sein kann. „Und zum Einverständnis befehlen,“ fuhr der Bürgermeister sich erhebend fort, „daß Sie uns das sein wollen, was wir freudig erhoffen, reichen Sie mir die Hand.“

Sie legte ihre Hand in die seine, zögernd, fast unbewußt; ihr war so feierlich zumute. „Ein seltener Mann, ein seltener Beamter,“ ging es ihr durch den Sinn. Endlich wagte sie sich rückwärts aufzusehen, um eine Frage zu tun nach der Klasse, für welche die Vertretung vorgesehen sei. „Einen Wunsch hätte ich noch,“ sagte sie leise, „dürfte ich vielleicht von den Kindern erfahren?“

„Er lieh sie nicht ausreden.“ „Aber ich es nicht?“ Heller Jubel klang aus seinen Worten. Im Nu war er an der Tür.

„Wie? Kinder?“ Die schienen schon gewartet zu haben: ein paar reizende Blondköpfe traten über die Schwelle. „Kommt, Kinder, oeb eurer neuen Mama das Händchen!“

Da hatte ein kurzer Ausschrei durch das Gemach; Helene Waldenburg griff hinter sich nach der Ede des Tisches, dann sank sie in den Sessel zurück. „Ehe es den Bemühungen des Bürgermeisters und des Hausmädchens und den freundlichen Zurufen der Kinder gelingen war, sie aus der tiefen Ohnmacht zurückzurufen, hatte sich durch den Selbstbesitz Fräulein von Redlings die Sache aufgeklärt. Sie schrieb dem Bürgermeister, daß es ihr doch in letzter Stunde leid geworden sei; sie läme nicht und mühte auf die Ehre, seine Gattin zu werden, verzichteten. Und dabei konnte sie es nicht unterlassen, eine sanfte Anspielung auf ihren Adel zu machen. Nun erst kam es Schüder zum Bewußtsein, in was für eine Lage ihn diese Verwickelung

gebracht hatte. Als ein Mann, der gewohnt war, mit dem Augenblick zu rechnen, hatte er gar nicht geachtet auf die ihm nun klar werdenden Einzelheiten der Ankunft Helenens. Fräulein von Redling wäre sicherlich vorgefahren, hätte sich nicht so natürlich und herzlich benommen, sondern die „Dame“ gespielt. Und wo hatte er schließlich seine Augen! Denn je mehr er die „neue Lehrerin“ mit seinen Erwartungen in betreff Fräulein von Redlings verglich, desto mehr kam der Offizier in ihm zum Durchbruch, der den Augenblick beherrscht und das Hindernis zu nehmen weiß.

„Bati, sieh doch, nun laßt ja die neue Mama,“ klatschte der kleine Runo in die Hände.

Es war ein Räseln der Verwirrung, das Helenens Gesicht noch reizender erscheinen ließ. Waldemar half ihr gewandt hinweg über den peinlichen Augenblick und schlug so herzige und humorvolle Töne in seiner Bitte um Verzeihung, daß sie ihm nicht böse sein konnte und ihm verzeihen die Hand reichte.

Die Kinder hatten so lauge, bis sie es nicht mehr abschlug, zum Abendtisch zu bleiben.

Als der Bürgermeister vom Bahnhof zurückkam, wohin er Helene Waldenburg begleitet hatte, gab er sofort Anweisung, die Stelle noch einmal anzuschreiben. Er hatte die frohe Gewißheit, daß es nötig sein würde. Helene Waldenburg aber erhielt am nächsten Tage ein Schreiben in gut gezeichnetem omlischen Stil, daß sie für die neue Stelle leider nicht in Betracht käme. Der Herr Bürgermeister würde sich mit ihrer Erlaubnis die Ehre geben, sie persönlich am nächsten Sonntag über die Gründe aufzuklären. Und sie zeigte an dem für sie denkwürdigen Tage volles Verständnis für seine herzige Begründung und gab sich lächelnd zufrieden mit dem Verlangen der ersuchten Stellung. Doch sie aber in die ihr vorgeschlagene neue Stelle jubelnd einstimme, das hat der Frau Bürgermeisterin bis heute noch niemals leid getan.

Die Begabung des Herrn Clerc.

Von René Cardine.

Groß war die Ueberraschung und größer noch die Freude, als Herr Clerc den Brief geöffnet hatte, den ein mitfühlender Postbote ihm soeben überbrachte.

Der Bogen mit dem pompösen Stempel enthielt die Bitte des Theaterdirektors vom Chalet Dramatique, noch am heutigen Tage bei ihm vorzusprechen.

Herr Clerc, der von Beruf Gerichtsreiber, aus Neigung aber Poet war, hatte in der Tat ein großes Drama in vier Akten und zweitausend Versen verfaßt.

Erster Akt: Ein wiederer Jungling, den der Liebestummer nach Afrika getrieben, wird von menschenfressenden Negern gefangen, die sich von ihm eine feine Mahlzeit versprechen.

Zweiter Akt: Der Gefangene entkommt. Wie? Mittels eines großen Haffes Stiefelwische, mit dem der Verfasser seinen Helben zur rechten Zeit beiläufig: schwarz wie seine Hüter entschließt er ihrer Wachsamkeit.

Dritter Akt: In seine Heimat zurückgekehrt, genießt er den Ruhm, eine neue Völkerschaft entdeckt zu haben, wird vom Bürgermeister umarmt, vom Minister mit Orden geschmückt und auf zahlreichen Festessen glänzend gefeiert.

Vierter Akt: Höhepunkt der Glückseligkeit: Er zu Füßen seiner Liebsten, deren Eltern, von seinen Heldentaten gerührt, ihn nun nicht mehr abweisen können.

In Ermangelung von Luftschiffen waren nämlich damals die Forschungsreisen auf dem Gebiete menschlicher Kühnheit noch die ersten.

War es doch bereits sieben Jahre her, seit Fortuné Clerc sein Drama beim Sekretär des Chalet Dramatique abgeben hatte. Und sieben Jahre lang hatte der Herr Direktor gleich den Göttern der Alten Augen gehabt, um nicht zu sehen, und Ohren, um nicht zu hören.

Ob der unglückliche Dichter ihn mit Bitten und Ertröhungen befürchte, ob er schrieb oder sich die Mühe machte, ihn persönlich zu besuchen — das Resultat blieb unweigerlich das gleiche: Der Herr Direktor antwortete nicht, der Herr Direktor empfing nicht.

Eine Gleichgültigkeit, die freilich einen auffallenden Mangel an Scharfsinn verriet, sich aber als so unabweisbar erwies, daß Herr Clerc, des vergeblichen Kämpfens müde, das Feld geräumt hatte, wie nach einer Niederlage.

Und darum war seine Ueberraschung so groß, als er an jenem Morgen die Vorladung des Direktors erhielt.

Großer noch war seine Freude. Das es jetzt noch einen Zweifel über die Annahme seines Glückes? Nein und abermals nein. Denn die Idee, daß der Direktor ihn vielleicht nur kommen ließ, um ihm sein Manuskript zurückzugeben, war in Anbetracht eines so wertvollen Stückes einfach lächerlich.

Früh rasert, mit hellgelben Hand-

schuben und verklärter Miene hielt der glückliche Poet ein paar Stunden später seinen Einzug in das Sprechzimmer des Chalet Dramatique.

Der Herr Direktor, ein biederer Familienvater, empfing ihn mit seinem gewohnten gutmütigen Schmunzeln.

„Ah!... Ah!... Sie sind es, junger Mann, der Verfasser vom „Schwarzen Negel“. Ausgezeichnet! Mein Kompliment!“

Clerc verbeugte sich und erwiderte mit gefühltester Bescheidenheit:

„Sehr verbunden, Herr Direktor, für die Rücksicht, mit der Sie mein Werk gelesen...“

„Gelesen? ... hm! ... ein paar Stichworte. Aber ich habe ja gleich die Idee erkannt! Großartige Idee! Ist ihre fünfzigtausend Francs unter Brüdern wert?“

„Oh, Herr Direktor!“ rief Fortuné Clerc, ganz rot vor Freude. „Oh... Oh!“

„Ganz gewiß fünfzigtausend Francs, keinen Pfennig weniger. Aber, sagen Sie mir, wozu haben Sie das in — Verse gebracht! Liebes Kind! Kein Mensch hört sich Verse mehr an! Und wer kann Verse denn noch sprechen?“

„Sie glauben also,“ stotterte der verwirrte Dichter, „daß mein Wort in Prosa —“

„Bewahre! Weber in Prosa noch in Versen,“ unterbrach ihn der Direktor, „sondern in Films!“

„Wie meinen — Wie —?“

„In Kunstfilmen! Natürlich. Aber was ist Ihnen denn? Das scheint Sie zu verblüffen. Tausel auch! Haben Sie etwa Ihr Lebtog noch keinen „Rino“ gesehen, diese wunderbare Vollkommenheit der Laterna magica die das Publikum, das große Publikum in Entzücken versetzt?“

„Ja, aber...“

„Glauben Sie mir, junger Mann, gehen Sie zu Patouillard, berufen Sie sich auf mich. Ich habe ihm vor Ihnen erzählt, und er hat den schönsten Kapitalisten schon gefunden, der sein Geld in Ihre Stiefelwische steckt. Gehen Sie, eilen Sie, Ihr Glück ist gemacht!“

Und mit einer vornehmen, selbstigen Handbewegung verabschiedete der Direktor Herrn Fortuné, der sich unzufrieden zu Meister Patouillard begab.

Bald waren sie handelseinig. Voller fünfzigtausend Francs brachte diese Angelegenheit dem Autor allerdings nicht ein; aber sie enthielt ihm seine wahre Begabung. Und nicht ohne Nutzen zählt Herr Clerc heute zu unseren besten Dichtern für Rino-Films. Seinem Beruf als Gerichtsschreiber hat er längst Valet gesagt.

Ein verkanntes Genie.

Weil er sich Gelegenheit zum Absätze seiner Romane und eines fünfaktigen Trauerspiels verschaffen wollte, ist der 17jährige „Schriftsteller“ Wilhelm Siebert in Berlin auf den Weg des Verberchens geraten. Der aus achtbarer Familie stammende Angeklagte kam auf der Schule nicht recht weiter und wurde deshalb von seinem Vater in dessen Geschäft angestellt. Diese Tätigkeit schien ihm jedoch nicht zuzufügen; er las bis in die späte Nacht hinein alle möglichen Bücher, besuchte Museen und beschäftigte sich ständig mit Kunst und Literatur.

Schließlich wollte er es den „Großen“ nachtun. Er verfaßte einen „Roman“ und ein „historisches Drama“ unter dem Titel „Kobespierre“. Dies bot er mehreren Verlegern an, die es ihm aber zurücksandten. Zu seinem Unglück wurde der jugendliche „Schriftsteller“, der sich bereits für eine „Größe“ in der Literaturwelt hielt, mit gewissenlosen Leuten bekannt, die ihm einredeten, sein „Drama“ sei ein Kunstwert ersten Ranges. Sie erbotem sich, gegen Erstattung der Kosten zu drucken und in den Buchhandel zu bringen, um vorerst auf diese Weise die Öffentlichkeit auf den „neuen Stern“ aufmerksam zu machen.

Als der Vater die Hergebe der erforderlichen Mittel verweigerte, kam der Angeklagte auf folgende Idee: Er erschien in dem Bureau der „Berliner Zentral-Kredit-Anstalt“ in der Köpenicker-Straße und gab dort den Auftrag, ihm ein Darlehen von 30.000 M. zu beschaffen. Dabei gab er sich als einen „Studenten Karl Conne-mann“ aus, mit dem er bekannt geworden war und erfahren hatte, daß dieser sehr reiche Eltern besitzt und ein größeres Vermögen zu erwarten hat. Der plumpe Schwindel kam natürlich bald heraus, und der hoffnungslose „Schriftsteller“ wurde verhaftet. Das Gericht erkannte auf 6 Wochen Gefängnis unter Anrechnung von drei Wochen der erlittenen Untersuchungshaft.

O weh!

Tochter: „Der junge Meier macht immer so wichtige Bemerkungen — das ist ein rechter Späßvogel.“

Vater: „Ja, aber einer mit fremden Feuern.“

Gutes Mittel.

Jungverheirateter Ehemann: „Ich möchte gerne wissen, was meine Frau über mich denkt!“

Alter Herr: „Sehen Sie sich mal auf ihren neuen Hut, dann werden Sie's gleich erfahren!“

Frauenrede

Abend.

Von Auguste Schidlof, 12 Jahre alt.

Der letzte Strahl der Sonne ist verglommen.

Der Sterne Heer erscheint am Himmelzelt.

Der Mond ist hinter Wolken vorgekommen

Und blüht hinunter auf die müde Welt.

Ein leises Lüftchen macht die Halme beben,

Ein Vögelin singt noch, eh' es geht zur Ruh';

Sar bald verstummt es auch. Jedwedes Leben und schläft die heißen Augen zu.

Ein Mondstrahl flimmernd auf die Erde gleitet

Und streicht vorbei an einem kleinen Haus.

Doch jetzt verschwindet er und leise breitet

Das Dunkel seine schwarzen Schleier aus.

Frühlingsgedanken.

Im Frühling erwachen im Jungling Gedanken an die Liebe, in der Hausfrau solche an das große Reimmachen. Wer sich beim Frühlings-Reimmachen die Reutapezierung wenigstens eines Zimmers gestalten kann, bringt der halbjährlichen Revolution im Hause ein besonderes Interesse entgegen.

Auf manche Leute wirkt der Gedanke an den Frühling sehr anregend. Es macht uns vergnügen, uns in Gedanken mit der Sache zu beschäftigen und im Geiste ein Zimmer tausendmal frisch zu tapezieren. Abgesehen von dem Vergnügen, das er uns bereitet, hat dieser Plan auch wirklichen Nutzen. Allzu oft lösen wir das wichtige Problem des Wandeltapezieren, wenn wir wirklich im Tapetengeschäft stehen und vielleicht zehn oder zwölf Muster von zweifelhafter Schönheit betrachten, während der Verkäufer uns versichert, daß dies alles sei, was er in der Preisliste habe.

Wir wundern uns häufig über unsere eigene Charakterchwäche, wenn wir in ein Geschäft gehen, ohne genau zu wissen, was wir kaufen wollen. Wenn wir andererseits etwas sorgfältig erwogen, die Sache im Familienkreise besprochen haben und endlich zu einem definitiven Entschlusse gekommen sind, dann findet schließlich der Lieferant, daß man ihn auch in Betracht ziehen müsse, und wenn er gerade nicht hat, was wir wollen, so kann er es doch besorgen. Vielleicht haben wir etwas mehr zu bezahlen, als wir beabsichtigten, aber ein paar Dollars mehr sind gut angelegt, wenn wir dadurch unserm Zimmer einen angenehmen Hintergrund geben können. Alles was auf die Dauer langweilig oder unerträglich wird, sollte man vermeiden.

Zum Glück hängt die Schönheit durchaus nicht vom Preise ab. Gerade die hübschesten Sachen bekommt man oft für wenig Geld.

Leute von Geschmack legen bei Tapeten Wert auf einfache Wirkungen, und diese sind auch sehr zu empfehlen. Die für das Zimmer nötigen Farben und Muster können durch Wandbriefe, Vorhänge, Möbelbezüge, Bettstellen usw. erzielt werden.

Weiße Tapeten gewinnen immer mehr Beliebtheit. Zuerst kamen sie in London in Aufnahme, wo der dicke Nebel die Zimmer so düster macht, daß man oft die allerhellsten Wandbettelungen wählen muß. Man glaube früher, daß weiße Tapeten unpraktisch seien, doch hat es sich herausgestellt, daß sie sich erstaunlich lange halten. Man sollte jedoch cremefarbene Töne wählen, da diese wärmer sind als blaue. Auch Grau und Gelbgrau sind leithin viel verwandt worden. Diese neutralen Farben lassen auch das Zimmer größer erscheinen und eignen sich daher besonders für kleine Räume.

Es ist praktisch, eine Tapete zu verwenden, die man nicht leicht überbetrachtet und die nicht so schnell verblaßt, wie z. B. rosa, blaue und laubelfarbige Tapeten.

Bei einigen der kostbareren Ausführungen sind ausgechnittene Frieze und Medaillons aufgezittelt. Früher verwendeten die Tapezierer grob ausgechnittene Blumenmuster, doch war an diesen meistens der unschöne raue Rand zu sehen. Jetzt liefern die Fabrikanten Frieze und Medaillons, die sorgfältig mit der Maschine ausge schnitten und gebrauchsfertig sind, so daß man nicht mehr von der mehr oder minder großen Geschicklichkeit des Tapezierers abhängig ist.

Für die Auswahl von Schlafstühlen und Regalen lassen sich nicht mehr so viele Regeln aufstellen und Warnungen erteilen wie früher, denn solange die Hausfrau einfache Muster und helle, neutrale Farben wählt, kann sie gar nicht fehlgehen. Erst bei der Wahl der Vorhänge und Möbelbezüge stellt sich die größere Schwierigkeit heraus.

Preiselbeerspeise. — Ein Tassentopf gelochte Cranberries rührt man mit einem Quirl recht gleichmäßig, gibt unter ständigem Rühren 5 Unzen feinen Zucker zu und 3 Eiweiß, rührt das ganze auf lindem Feuer und stellt die Speise dann kalt; dazu kann man auch Himbeersauce reichen.

Salat für Kranke aus Sellerie. — Mitteltroße Sellerietollen werden geschält, in Scheiben geschnitten und mit lauwarmem Wasser begossen, so daß sie ganz bedeckt sind. Nun tut man etwas Zitronensaft und einen Teelöffel Salz und eben so viel Zucker daran und laßt den Sellerie, der zugedeckt bleiben muß, eine Stunde. Er muß gut weich sein, darf aber nicht zerdröckeln. Die Scheiben werden alsdann aus der Brühe genommen, auf eine Schüssel gelegt, zugedeckt, und die Brühe so eingetelcht, daß nur noch so viel, wie eine Kaffeetasse voll bleibt. Dies wird über die Selleriescheiben gegossen und einige Stunden stehen gelassen, daß die Sauce recht gut in den Sellerie einzieht. Dann ist der Salat fertig.

Wie erziehen wir unsere Kinder zu Ordnung und Sparsamkeit.

Ein behagliches Heim ist der Inbegriff des Glückes. Es ist die Dasei, zu der wir flüchten, wenn uns unsere Pflichten und Arbeiten mehr als wünschenswert in Anspruch nehmen. Hier sammeln wir neue Kräfte für den Kampf um's Dasein. Ein behagliches Heim ist aber nur dort möglich, wo Ordnung und Reinlichkeit herrschen. Die Ordnung, die uns umgiebt, läßt unsere Sinne, unsere Nerven zur Ruhe kommen, sie giebt uns, wenn wir verärgert oder abgspannt waren, das Gleichgewicht wieder, das wir brauchen, wenn wir uns den Widerwärtigkeiten gegenüber behaupten wollen, die dem Leben keines Menschen fehlen. Hand in Hand mit Ordnung und Reinlichkeit geht die Sparsamkeit. Ein ordnungsliebender, reinlicher Mensch ist in der Hauptsache auch ein sparsamer Mensch, eins ergibt sich aus dem anderen: hält man Ordnung und Reinlichkeit, so wird man sparsam, weil man wirtschaftet man sparsam, weil man ordentlich ist? Kleidungsstücke, die in Ordnung und rein gehalten werden, Gegenstände, die nur dem Zwecke dienen, für den sie bestimmt sind, bleiben länger gebrauchsfähig, als solche, die schmutzig irgendwo herumliegen, und Ordnunghalten in Geldsachen ist die Grundlage einer zehlfertigen Existenz. Es ist aber nicht genug, daß einer im Hause Ordnung und Sauberkeit zu wahren versteht, jeder soll dazu beitragen, sie zu schaffen und aufrecht zu erhalten, vor allem muß es den Kindern beigebracht werden, daß sie die Ordnung, die sie vorfinden, achten. Denn aus Kindern werden Leute, die einmal selbst die Verantwortung für ihre Umgebung tragen und wiederum eine heranwachsende Generation Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit lehren müssen.

Wie können sie das, wenn sie es selbst nicht gelernt haben? Dem Kinde muß es Bedürfnis werden, sich und seine Umgebung rein und ordentlich zu halten und dieses Gefühl muß ihm zur zweiten Natur werden. Es genügt nicht, ein Kind dadurch zur Ordnung zu erziehen, daß es in einem ordentlichen Heim aufwächst. Wohl wirkt auch hierin ein gutes Beispiel viel, es weckt den Sinn dafür, aber daß ein Kind die Ordnung ehren und sie halten lernt, kommt nur durch eigenes Zutreffen. Nur was der Mensch selbst kann, wird er von anderen verlangen und anderen wieder beibringen können. Deshalb lehre man einem Kinde beizubringen, den Säuglingen, die es Abends auszieht, einen bestimmten Platz zu geben, wo es sie selbst in guter Ordnung hinstellt, man bringe es ihm bei als etwas Schönes, es muß ihm eine Freude sein, sich rein zu halten und schon mithelfen zu dürfen, nicht als eine Mühe, vor der ihm bangt. Man sorge dafür, daß das Kind nicht vom Spiel wegläuft und alles stehen und liegen läßt, sondern daß es seine Spielsachen aufräumt. Dieses Aufräumen muß der vielleicht etwas langweilige, aber sehr notwendige Schluß des Spielens sein, er führt das Kind, dessen Phantasie durch das Spiel angegründet und den alltäglichen Dingen entrückt war, unmerklich in die Wirklichkeit zurück. Die gleiche Freude, mit der das Kind lernt, auf Ordnung zu sehen, soll es daran haben, die kleinen Beträge zu verwalten, die ihm zur freien Verfügung gegeben werden. Zuerst eine Kleinigkeit davon in das Sparbüchchen für etwaige wichtige Tage, das andere nicht im Nu veran, auch das Kind soll seine kleinen Ausgaben mit einem gewissen Bedacht bestreiten, und sobald es größer ist, so wissenhaft darüber Buch führen. So wird es allmählich in die großen Aufgaben des Lebens hineinwachsen und mit Gewissenhaftigkeit und Ueberlegung an seine Berufsarbeiten herangehen. Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit haben die Sittlichkeit, und die Werkstätte, in der unsere Kinder die Sitten lernen können, sei das Heim jedes Einzelnen.

Für die Küche.

Preiselbeerspeise. — Ein Tassentopf gelochte Cranberries rührt man mit einem Quirl recht gleichmäßig, gibt unter ständigem Rühren 5 Unzen feinen Zucker zu und 3 Eiweiß, rührt das ganze auf lindem Feuer und stellt die Speise dann kalt; dazu kann man auch Himbeersauce reichen.

Salat für Kranke aus Sellerie. — Mitteltroße Sellerietollen werden geschält, in Scheiben geschnitten und mit lauwarmem Wasser begossen, so daß sie ganz bedeckt sind. Nun tut man etwas Zitronensaft und einen Teelöffel Salz und eben so viel Zucker daran und laßt den Sellerie, der zugedeckt bleiben muß, eine Stunde. Er muß gut weich sein, darf aber nicht zerdröckeln. Die Scheiben werden alsdann aus der Brühe genommen, auf eine Schüssel gelegt, zugedeckt, und die Brühe so eingetelcht, daß nur noch so viel, wie eine Kaffeetasse voll bleibt. Dies wird über die Selleriescheiben gegossen und einige Stunden stehen gelassen, daß die Sauce recht gut in den Sellerie einzieht. Dann ist der Salat fertig.